

Praxeologisieren – Situieren – Relationieren

Zum methodologischen Gewinn machttheoretischer Überlegungen für eine reflexive Übergangsforschung¹

Barbara Stauber

Einleitung: „theoretische Empirie“ revisited

Ohne Theorie können wir keine Daten „lesen“ – ohne Empirie (im weitesten Sinne) können wir keine Theorie weiterentwickeln. Dies ist der methodologische Grundgedanke für die folgenden Überlegungen – eigentlich ein Gemeinplatz, doch sowohl in seinen Voraussetzungen als auch in seinen Konsequenzen alles andere als trivial. Dies lässt sich an den Debatten um eine „theoretische Empirie“ erkennen – eine Begrifflichkeit, die bereits Georg Simmel geprägt hatte, und die Kalthoff, Hirschauer und Lindemann 2008 als Titel für einen Band diente, dessen unterschiedliche Beiträge den engen Nexus zwischen Theorie und Empirie diskutieren. Danach ist

[d]ie empirische Erforschung sozialer Wirklichkeit [...] selbst eine theoriegeleitete Aktivität. Das, was durch diese Praxis theoretisch erschlossen werden kann, ist dabei abhängig von den Theorietraditionen, in denen empirische Soziologen stehen; diese Theorietraditionen erzeugen jeweils eine andere Geladenheit der empirischen Forschung und Analyse. Von dieser Theoriearbeit ist auch der Stellenwert der empirischen Fakten selbst berührt: Das Ergebnis ihrer theoretischen Erschließung ist ihre Stärkung (Kalthoff 2008: 24).

Dieser enge Zusammenhang von Empirie und Theorie, den Kalthoff hier reklamiert (und da ist er im Feld der qualitativen Forschung bei weitem nicht alleine, vgl. etwa Strübing et al. 2018²), ist durchaus konstitutionstheoretisch zu lesen. So könnte die Formulierung im obenstehenden Zitat noch zugespitzt werden: Was überhaupt durch empirische Forschungspraxis erschlossen werden kann, ist jeweils abhängig von den Theorietraditionen, in denen diese forschersische Aktivität stattfindet. Und dies gilt beileibe nicht nur für die qualitative Sozialforschung³.

1 Ich danke Ursula Offenberger für ihre kritischen Nachfragen und konstruktiven Hinweise.

2 Jörg Strübing, Stefan Hirschauer, Ruth Ayass, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer machten diesen Nexus aufgrund der iterativ-zyklischen Logik qualitativer Forschung sogar zu deren Qualitätsmerkmal – und betonen als Gütekriterium das der theoretischen Durchdringung (Strübing et al. 2018: 85).

3 Die Pluralform der Theorietraditionen bringt deren Unterschiedlichkeit ins Spiel – womit Unterschiede zwischen grundlagentheoretischen Positionen, und nicht etwa Unterschiede zwischen Theorien unter-

Somit ist die Frage, mit welcher (grundlagen-)theoretischen Brille Empirie gelesen wird, methodologisch bedeutsam: Je nach Theorietradition wird eine bestimmte Erkenntnisperspektive auf die Frage eingenommen, wie soziale Phänomene miteinander zusammenhängen, wie sie entstehen und sich verändern, wie sie wahrgenommen, erfasst und beforscht werden können. Unterschiedliche Theorietraditionen sind daher im strengen Sinne unterschiedliche Welt-Anschauungen. So unterscheiden sich rational-choice-Ansätze ganz grundlegend von solchen, die dezidiert auf die Vorstellung eines rational planenden und handelnden Subjekts verzichten; es unterscheiden sich nomothetische ganz grundsätzlich von rekonstruktiven Forschungstraditionen, etwa in der Frage, wie sie „Objektivität“ und „Subjektivität“ der Wissensgenerierung verhandeln und inwiefern sie ihre eigene Perspektivität in ihrer Analyse bewusst mitberücksichtigen. Diese Theorietraditionen unterscheiden sich auch in der Frage, wie sie mit dominanten sozialen Kategorien umgehen – ob sie diese etwa als Strukturkategorien nutzen, durch die Forschung immer wieder aufsuchen (und damit reifizieren), oder ob sie die Frage nach deren Zustandekommen und Stabilisierung in die Analyse hineinnehmen.

Somit geht es also nicht nur darum, den Dualismus zwischen Theorie und Empirie zu überwinden (wofür die Herausgeber*innen des Bandes „Theoretische Empirie“ die qualitative Forschung für besonders geeignet halten), sondern deutlich zu machen, dass es zentral auch auf den jeweiligen Denkstil ankommt (Fleck 1980), in welchem Forschung praktiziert wird. Dabei sind Denkstile „Kinder ihrer Zeit“ – sie sind, wie Stefan Hirschauer (2008: 168) deutlich macht, ihrerseits implizit empiriegeladen, insofern sie historische Kontexte bzw. zeitgenössische gesellschaftspolitische Gestimmtheiten der jeweils relevanten Diskursumgebungen aufnehmen.

Anhand des Feldes, in dem dieser Beitrag entstanden ist – die Forschung des DFG-Graduiertenkollegs *Doing Transitions*⁴ –, lässt sich dies sehr gut zeigen: ihr „Gegenstand“ – Übergänge im Lebenslauf – hat in den letzten Jahren enorm an Aufmerksamkeit gewonnen. Mehr und mehr gesellschaftliche, sozialpolitische, pädagogische Themen werden als Übergangsthemen gerahmt – bei weitem nicht mehr nur Übergänge in die Arbeit, sondern auch Übergänge in der Familie (wie Elternschaft, Großelternschaft, Trennung), Übergänge in Bezug auf Gender, Flucht und Migration, Jugendhilfe und Sozialleistungssystem, Strafvollzug bzw. Haftentlassung oder gesundheitliche Übergänge. Mit dieser Ausweitung scheint eine geradezu sozialtechnologische Erwartung einherzugehen, politische wie pädagogische Interventionen in diesen Feldern (besser) begründen und effektiver gestalten zu können. Je mehr sich Übergänge als Heuristik wie auch als Möglichkeit der Operationalisierung größer angelegter Fragen sozialer Unsicherheit anbieten, umso aufmerksamer muss sich eine reflexive Übergangsforschung der hiermit einhergehenden Tendenz zur Reifizierung ihrer zentralen Kategorie „Übergänge“ stellen – und umso wichtiger werden essentialisierungs-, reifizierungs- und identitätskritische Impulse, die derzeit in unterschiedlichen Forschungsfeldern verheißungsvolle Perspektiven bieten (vgl. Alkemeyer et al. 2015; Hark/Villa 2017; Jerjus/Thompson 2017). Sie bringen in unterschiedlicher Fokussierung eine Kritik an kategorialen Zuschreibungen nach Geschlecht, Herkunft, Bildungs- und Sozialmilieus

schiedlicher Reichweite gemeint sind (zur Unterscheidung zwischen Sozialtheorien und Theorien begrenzter Reichweite vgl. Lindemann 2008: 109, zwischen Metatheorien und gegenstandsgegründeten Theorien Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 28 ff.).

4 Siehe www.doingtransitions.org (27.4.2023).

zum Ausdruck (vgl. Hirschauer 2020), aber auch eine Skepsis gegenüber der Responsibilisierung und Individualisierung gesellschaftlicher Probleme. Grundlagentheoretisch ist diese Skepsis in Entwürfen verankert, die Wissensordnungen als machtvolle Ordnungen in den Fokus nehmen. Sie folgen einer poststrukturalistischen Grundidee, die Foucault (1974) sehr nachdrücklich als „Macht-Wissens“-Komplex entwickelt hat, die aber auch schon Karl Mannheim in seiner Wissenssoziologie umgetrieben hat (Mannheim 1964). Dieser Gedanke soll hier dazu genutzt werden, um methodologische Fragestellungen noch stärker auf ihren machttheoretischen Gehalt zuzuspitzen und für eine reflexive Übergangsforschung fruchtbar zu machen.

Deshalb steige ich genau an dieser Stelle ein: Was heißt eine solche machttheoretische Perspektivierung für das Feld der Übergangsforschung? Um dann zu fragen: Inwiefern sind mit solchen machttheoretischen Positionierungen auch bestimmte methodologische Perspektivierungen verbunden? Ich spanne also die Argumentationslinie bewusst sehr plakativ zwischen den beiden Referenzpunkten Macht und Methode (genauer: ihrer jeweiligen Perspektivierung) auf.

Nach einem Aufschlag, der den Zugang einer reflexiven Übergangsforschung im Hinblick auf ihre machttheoretischen Voraussetzungen (1) und deren Relevanz für ihre Forschungsfelder umreißt (2), werden zentrale methodologische Herausforderungen an empirische Forschung in diesem Themenfeld formuliert und auf existierende Methodenangebote bezogen. Dabei geht es vor allem darum, einer dem empirischen Arbeiten inhärenten Tendenz zum Isolieren von Entitäten gegenzusteuern und Methoden bewusst dazu zu nutzen, ihren Prozesscharakter, ihre Situiertheit und ihre relationale Verwobenheit deutlich zu machen (3). Im Fazit wird diesen Strategien ein Irritationspotential zugeschrieben, das eine reflexive Übergangsforschung kennzeichnet (4).

1. Zu den machttheoretischen Prämissen einer reflexiven Übergangsforschung

Wenn oben unterschieden wurde zwischen Theorien, die Wissensordnungen reproduzieren, insofern sie (implizit oder explizit) deren Kategorisierungen und die hiermit verbundenen Differenzsetzungen übernehmen, und solchen, die genau die Funktionsweisen dieser Ordnungen mitbedenken, dann wird sich – programmatisch gesprochen – eine reflexive Übergangsforschung vor allem letzteren zuordnen: Sie wird sich immer wieder darüber vergewissern, „warum es zwingend ist, Praktiken des Beobachtens und Bezeichnens [...] auch auf ihre machtförmigen Effekte hin zu untersuchen“ (Rieger-Ladich 2017: 30) – und dabei nicht nur die Bezeichnungspraktiken des Feldes, sondern eben auch die Beobachtungs- und Bezeichnungspraktiken der Forschung in den Blick nehmen. Dies markiert die Nahtstelle zwischen einer methodologischen und einer machttheoretischen Reflexion.

Die machttheoretische Positionierung einer reflexiven Übergangsforschung kommt zunächst darin zum Ausdruck, dass diese in ihren eigenen Bezeichnungspraktiken Momente sozialer Differenz(ierung) erkennt. Eine reflexive Übergangsforschung geht davon aus, dass Übergänge sich Differenzsetzungen verdanken und gleichzeitig auch Differenz erzeugen. Solche Prozesse des „doing difference by doing transitions“ werden dezidiert als machtvolle Vorgänge in den Blick genommen (Stauber 2020). Dabei verbindet sich der Forschungsansatz „doing transitions“ auch begrifflich sehr bewusst mit einer ungleichheitssensiblen Perspektive: Er knüpft mit „doing difference“ an einen

Ansatz an, der seinen Beginn in den Gender Studies hat und dem es um De-Konstruktion von quasi-natürlicher Differenz, um das Infragestellen des „Natürlichen“, des „Substanziellen“, des „Essentiellen“ und um deren Re-Konstruktion als Produkte alltäglicher Interaktionsprozesse ging. Dabei fand die Perspektive *Doing gender* (so der berühmte Aufsatz von Candace West und Don Zimmermann 1987; vgl. Gildemeister 2010) eine Erweiterung auf „doing difference“ (West/Fenstermaker 1995) – und damit eine Blicköffnung über den Gender-Horizont hinaus, mithin eine Relativierung von Gender als Master-Kategorie sozialer Ungleichheit. Ist hier die intersektionale Perspektive eher implizit, so wurde sie schon davor in expliziter herrschaftskritischer Form vom Black Feminism formuliert: Seine Kritik an den Ausblendungen des weißen Mittelschichtsfeminismus zielen sehr grundsätzlich auch auf Formen der Wissensproduktion, die von letzterem mitgetragen wurden.⁵ Intersektionalität steht mithin nicht nur für eine Komplexitätssteigerung in der Betrachtung multipler Ungleichheitsverhältnisse, sondern hat von Anfang an einen diskriminierungskritischen Impetus.

Mit dem Ansatz der Intersektionalität wird keine Vorentscheidung über das konkrete Zusammenspiel unterschiedlicher gesellschaftlicher Prozesse getroffen, er ist deshalb auch für empirisches Arbeiten so fruchtbar (Riegel 2016). Es ist eben nie im Voraus zu entscheiden, welche Dimensionen sozialer Diskriminierung in einer bestimmten Situation aufgerufen und aktualisiert werden, wie sie aufgerufen werden und in welchem Sinne sie sich überlagern. Diese empirische Offenheit ist genau die Pointe einer intersektionalen, mehrdimensionalen und damit auch relationalen Perspektive (vgl. Davis 2008): das hochgradig kontextbezogene, situierte Zusammenspiel von „differenten Aggregierungs- und Sinnenebenen des Sozialen“ (Helsper et al. 2010: 119) in den Blick zu nehmen und damit sozio-ökonomische Bedingungen genauso wie Repräsentationen und Selbst-Positionierungen zu thematisieren. Dabei kann sich in der Verschränkung unterschiedlicher Differenzsetzungen eine diskriminierte Position relativieren oder aber noch zuspitzen (Riegel 2016). Die konkrete Ausgestaltung und Zusammensetzung dieses komplexen Zusammenspiels ist nie determiniert, sie ist aus keinem bestimmten vorab festzulegenden Prinzip und keiner Gesetzmäßigkeit abzuleiten – selbst dann nicht, wenn Weltordnungen, internationale Organisationen oder Gesetzeslagen mit im Spiel sind und somit bereits auf der Hand zu liegen scheint, nach welchen Regeln dieses Spiel verläuft.

Zentral ist dabei die kritische Perspektive auf Differenzsetzungen. „Differenzen sind das – immer vorläufige, aber nicht flüchtige – Ergebnis diskursiver Formationen und Praxen sowie spezifischer Äußerungsstrategien und Modalitäten von Macht“ (Hark/Villa 2017: 24). Wenn also Differenzieren denk-notwendig ist, es aber kein Differenz-Setzen ohne die beschriebenen (auch unerwünschten) Nebeneffekte gibt, dann muss sich Forschung dieses Prozesses des Unterscheidens als machtvoller Prozess bewusst bleiben. Dieser zeigt sich dort, wo Differenzsetzung (wie so oft) mit sozialem Ausschluss verbunden ist, oder genauer: in der Gleichzeitigkeit von Einbezug und Ausschluss (Mecheril 2007). Und er zeigt sich immer dort, wo Differenzsetzungen binären Logiken folgen.

5 Vgl. Kimberlé Crenshaw (1989), die den Gehalt der frühen Texte schwarzer Feminist*innen wie etwa des Combahee River Collective (1977) auf den Punkt gebracht hatte. Zur Rekonstruktion dieser Debatten bis in die 1970er Jahre zurück, vgl. Walgenbach/Pfahl (2017) und aus poststrukturalistischer Perspektive Kerner (2017).

Für eine reflexive Übergangsforschung heißt das: Soll die Perspektive „Übergang“ als Differenzkategorie ergebnisoffen umgesetzt werden, dann kann es dieser Forschung nicht mehr (nur) um Aspekte eines Vorher-nachher entlang von Lebensphasen oder Lebensaltern gehen, sondern um unterschiedliche ineinander verwobene soziale Zustands- und Positionierungswechsel. Dabei können ganz neue Themen als Übergangsthemen in den Blick kommen – so etwa der Übergang in die Mobilität bei Kindern (Freutel-Funke 2023) oder der Übergang ins Sprechen über sexuelle Gewalterfahrungen in der Kindheit (Pohling 2021).⁶ Diese sind als nie abgeschlossene und in sich prekäre Effekte von machtvollen Prozessen der Unterscheidung zu betrachten – in den genannten Beispielen der diskursiven Unterscheidung zwischen verantwortlicher Elternschaft und Vernachlässigung bzw. zwischen Sagbarkeit und Nicht-Sagbarkeit. Dies erfordert, dass die Übergangsforschung ihre Kategorien nicht stillstellt, sondern immer wieder selbst zum Gegenstand macht und diesbezüglich in einer fragenden oder genauer: die eingesetzten Gegenüberstellungen immer wieder differenzierenden Bewegung bleibt (vgl. Hark/Villa 2017).

Mit dieser differenztheoretischen Positionierung wird bereits deutlich, welchen machttheoretischen Perspektiven sich eine reflexive Übergangsforschung anschließt. Im weitesten Sinne sind dies Konzeptualisierungen von Macht, wie sie sich in poststrukturalistischen Sozialtheorien, namentlich bei Michel Foucault und Judith Butler, finden. Diese verabschieden sich von hierarchischen Oben-Unten- oder Zentrum-Peripherie-Modellen. Statt von lokalisierbaren „Zentren der Macht“ auszugehen und damit Macht zu ontologisieren, interessieren sie sich für die Frage, wie sich machtvolle Ordnungen durchsetzen, und suchen hierfür die Machtförmigkeit sozialer Prozesse und Praktiken auf. Es interessieren also vor allem Prozesse, die sich als „auf Handeln gerichtetes Handeln“ (Foucault 2007/1982: 97) beschreiben (und untersuchen) lassen und in Form von Wissensordnungen und Diskursen wirksam werden. „In Wirklichkeit sind Machtbeziehungen definiert durch eine Form von Handeln, die nicht direkt und unmittelbar auf andere, sondern auf deren Handeln einwirkt“ (ebd.: 96). Hierin liegt auch die Nähe zwischen Poststrukturalismus und Praxistheorie: Ohne Praktiken, die in vielfacher Hinsicht situiert, also in machtvollen Anordnungen eingebunden sind, wäre die Vorstellung solcher disparaten Erscheinungsformen von Macht nicht möglich. Und so geht auch Foucault, der ja nicht überall als Praxistheoretiker gehandelt wird – sehr wohl aber bei Schäfer (2013) und dezidiert mit Bezug auf sein Spätwerk bei Schäfer (2019), Wrana (2012) und Fegter et al. (2015) – davon aus, dass Macht nur dort wirksam wird, wo sie in bestimmte Handlungslogiken übernommen und zur Anwendung gebracht wird:

In diesem Sinne heißt Regieren, das mögliche Handlungsfeld anderer zu strukturieren. Der für Macht typische Beziehungstyp ist daher nicht im Bereich der Gewalt und des Kampfes zu suchen und auch nicht im Bereich des Vertrags und der freiwilligen Bindung (die letztlich nur Instrumente der Macht sein können), sondern im Bereich jenes einzigartigen, weder kriegerischen noch juristischen Handlungsmodus, den das Regieren darstellt (Foucault 2007/1982: 97).

6 Siehe auch die Arbeiten auf www.doingtransitions.org.

Dieses Konzept des Regierens ist quasi die praxeologische Fortsetzung des oben formulierten Gedankens, nach welchem Macht in disparaten Erscheinungsformen vorliegt. Macht ist hier eine Relation (Foucault 2007/1982) bzw. ein „Beziehungsbegriff“ (Elias 1979: 42). Diese Konzeption setzt geradezu auf eine gewisse Freiheit der Subjekte⁷, auf ein Mittun, dessen Richtung nicht vorherbestimmt ist, das also empirisch immer offen ist. Dieses Regieren „funktioniert“ also nicht in einer Struktur von Befehl und Gehorsam (diese wäre eher sein Grenzfall) – es funktioniert vor allem über geteilte Wissensbestände, über Diskurse und Wissensordnungen. Es funktioniert in der impliziten Zustimmung zu Normen, Idealen und Diskursen, die wir uns „nicht ausgesucht haben“ (Butler 2001a: 8), die aber nicht fraglos gelten, sondern ihrerseits darauf angewiesen sind, sich in sozialen Praktiken immer wieder zu bestätigen. Ein solches Regieren findet also nicht nur gegenüber anderen statt, sondern gerade auch im Verhältnis zu sich selbst. Hierin liegt der Clou des Subjektivierungskonzeptes, in einem Begriff eine doppelte Bewegung zu fassen (vgl. Rieger-Ladich 2020a): die Unterwerfung unter machtvolle Wissensordnungen und Diskurse und die hierdurch zugleich stattfindende Subjektwerdung. Hierin zeigt sich Macht einmal mehr von ihrer produktiven Seite.

Machtvolle Setzungen sind auf Wiederholung angewiesen – und damit auf Praktiken, in denen sie wiederholt oder erneut aufgerufen werden. Damit komme ich zum zweiten wichtigen Aspekt, mit dem sich der Forschungszusammenhang *Doing Transitions* machttheoretisch positioniert: Iteration ist hier die zentrale Denkfigur, die Judith Butler von Jacques Derrida aufgegriffen und sowohl für das Verdeutlichen eines *doing* als auch der hiermit verbundenen Unkalkulierbarkeit genutzt hat. Durch Iteration öffnet sich ein Raum, in dem solche Setzungen auch überschrieben oder mit neuer Bedeutung versehen – resignifiziert – werden können. Gerade letzteres interessiert Butler, die das Konzept der Subjektivierung von Foucault aufgreift, sich aber wesentlich stärker als jener dem dynamischen Ineinander von machtvollen Prozessen zuwendet, insbesondere den Möglichkeiten des Widerspruchs, der Subversion, des Überschreibens von Ordnungen:

*So wie es fortwährend zu Desubjektivierungen, Resignifizierungen und Readressierungen kommt, so wird auch die Ordnung von Übergängen ständig neu ausgehandelt. Vertraute Übergänge verlieren ihre Bedeutung, andere halten sich zählebig, neue kommen hinzu. In diesen Aushandlungen äußert sich immer auch der Eigensinn der Akteur*innen. Und dieser verdankt sich eben nicht der Renaissance eines starken Subjekts, sondern der Beobachtung, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse nie die Form einer totalitären Schließung annehmen (Rieger-Ladich 2020a: 226).*

Dieser Machtbegriff kommt also, gerade weil er nicht nur für Unterwerfung steht, sondern auch für das Eröffnen von *agency*, nicht ohne grundsätzlich praxeologische und relationale Perspektiven aus.

Für eine reflexive Übergangsforschung ist dies in beide Richtungen spannend: in die Richtung der Adressierung wie in die der Re-Adressierung, in der machtvollen Unterwerfung unter Differenzkategorien genauso wie in den Praktiken der Desubjektivie-

7 Foucault meinte hier dezidiert sowohl individuelle als auch kollektive Subjekte (1982: 97).

rung und Resignifizierung. Es geht ihr gleichermaßen darum, in den Praktiken der Herstellung und Gestaltung von Übergängen die Effekte machtvoller Dynamiken aufzuspüren, wie auch darum, die Möglichkeiten der hierbei freigesetzten *agency* auszuleuchten.

Zusammenfassend ist die Doing-Transitions-Perspektive deutlich erkennbar eine praxistheoretische, aber mit ihr lassen sich – namentlich in den Vorschlägen zu *doing difference* und Intersektionalität – auch gewichtige machttheoretische Argumente ins Spiel bringen: (Übergangs-)Praktiken sind nicht losgelöst von jenen machtvollen Prozessen zu betrachten. Sie führen Differenzsetzungen mit sich, welche ihrerseits auf Wissensordnungen verweisen, die aber selbst nur so lange wirksam sind, solange ihnen Folge geleistet wird. Die Essentialisierungskritik, die in der Perspektive von *doing difference* vor allem die Reifizierung von Differenz in den Blick nimmt, wird flankiert durch subjektivierungstheoretische Konzeptionen, mit denen darstellbar wird, wie sich machtvolle Ordnungen durchsetzen, aber auch verschieben können. Diese mithin hochambivalenten Prozesse sind nun methodologisch aufschlussreich, insofern sie einladen danach zu fragen, wie genau an bestimmten als Übergänge markierten Punkten Subjektivierungen stattfinden und wie genau sich in solchen Subjektivierungsprozessen Übergänge herstellen, gestalten und gegebenenfalls auch transformieren.

2. Relevanzen für die Übergangsforschung und ihre Felder

Die Impulse der soeben ausgeführten machttheoretischen Konzeption für Forschung bzw. für ein erneutes Reflektieren des „Gegenstands“ wurden bereits verschiedentlich aufgegriffen: Daniel Wranas machtsensible Fokussierung auf „diskursive Praktiken“ (Wrana 2012) ist hier genauso zu nennen wie Marion Ott's machtanalytische Ethnographie (Ott 2015), Nadine Roses und Norbert Rickens Adressierungsanalyse (Rose/Ricken 2018) ebenso wie die im frühpädagogischen Kontext entwickelte Autorisierungsanalyse von Kerstin Jergus und Christiane Thompson (Jergus/Thompson 2017). Auch Christine Thons Aufschlag einer subjektivierungstheoretisch informierten Biographieanalyse (Thon 2016) leistete hierzu einen wichtigen Beitrag, ebenso wie Susan Fegters mit einer Reihe von Kolleg*innen eingenommene diskurs- und subjektivierungstheoretische Perspektive auf die Gruppendiskussion (Fegter et al. 2015) oder Karen Geipels Vorschlag einer poststrukturalistischen Verschiebung des Blicks auf eben jene Methode (Geipel 2019). In eine ähnliche Richtung ging Steffen Amlings und Alexander Geimers Ansatz einer dokumentarischen Subjektivierungsanalyse (Amling/Geimer 2016). Die Liste der Arbeiten zu dieser machttheoretisch inspirierten qualitativen Forschung ließe sich mühelos verlängern, woran sich die Produktivität, die eine „theoretische Empirie“ entfaltet, erkennen lässt. Alle diese Arbeiten sind von den machttheoretischen Konzepten von Michel Foucault und Judith Butler inspiriert, sowie von den inzwischen zahlreichen bildungsphilosophischen, soziologischen, erziehungs- und kulturwissenschaftlichen Texten, die hieran anschließen (siehe hierzu Ricken et al. 2019; Rieger-Ladich et al. 2020).

Mit diesem machttheoretischen Verständnis – Macht als formativ und konstitutiv, als Praktiken ermöglichend wie auch in Praktiken eingeschrieben, als sedimentiert in Traditionen und organisationalen Gefügen, als unterschiedlich langfristig festgeschrieben oder wieder verflüssigt – eröffnet sich auch für die Übergangsforschung ein breites Feld. Die Erforschung von Übergängen bekommt es so mit einer Gemengelage von

intersektional ineinander verwobenen Praktiken zu tun. Da deren Zusammenspiel nie *ex ante* festgeschrieben oder von einer einzigen Ordnung „abgeleitet“ werden kann, muss es gegenstandsbezogen am konkreten Übergangsphänomen immer wieder neu untersucht werden. Dabei kann sich herausstellen, dass sich in der Herstellung und Gestaltung von Übergängen soziale Ungleichheiten ungebrochen reproduzieren, dass sich historisch aufgeschichtete soziale Segmentierungen durchsetzen (was auf unterschiedliche Zeitlichkeiten und Beharrlichkeiten von *doing difference* verweist); es kann sich aber auch zeigen, dass und wie sich Übergangsphänomene verändern und sich Ungleichheitsverhältnisse modifizieren. Es ist also von einem empirisch offenen Ineinander, Übereinander und Durcheinander unterschiedlicher sozialer Prozesse mit unterschiedlichen Trägheiten bzw. Dynamiken auszugehen. Dabei kommen mit der Übergangsperspektive bevorzugt – wenn auch nicht ausschließlich – jene Phänomene in den Blick, die sich dynamisch verändern und sich womöglich umso schmerzhafter an trägen Institutionen reiben – etwa an den mit dem institutionalisierten Lebenslauf (Kohli 1985) *verbundenen* Normalitäten und Reglements.

Das Feld möglicher Ansatzpunkte für eine solche Übergangsforschung ist dabei nahezu unbegrenzt: Als Forschungs-„Gegenstände“ kommen Praktiken des *doing transitions* in ganz unterschiedlichen Aggregatzuständen infrage:

Institutionen – als in Regeln und Regularien geronnene Gefüge von Praktiken, in denen Übergänge reguliert, gestaltet, überhaupt erst hervorgebracht werden. Sie sind „institutionalisierter“ Ausdruck von Wissensordnungen und lassen sich beispielsweise in organisationalen Abläufen (des Lebenslaufs oder der für diesen hierzulande zentralen Bereiche wie Schulsystem, Arbeitsmarkt, Jugendhilfe etc.) untersuchen.⁸

Diskurse – als mehr oder weniger dominante, normative, immer aber dynamische Ordnungen, die darauf befragt werden können: Was wird wie thematisiert, dramatisiert, relativiert? Was wird de-thematisiert (Haraway 1988) bzw. bleibt unmarkiert (Zerubavel 2018)? Was wird wie in welchen Zusammenhang gebracht? Oder auch die postkoloniale Frage: Was wird tradiert? Wie entstehen Archive (Mbembe 2002)?

Biographische Positionierungen und Re-Adressierungen – als retrospektive Rekonstruktionen, die auch als Praktiken des Erzählens interessieren. In ihnen wird die Herstellung von Übergängen in ihrer ganzen Ambivalenz rekonstruierbar: in Gesten der Unterwerfung unter machtvoll Diskurse genauso wie in Unterbrechungen, Regelverstößen, im Anders-Machen, Anders-Gestalten.

Dabei sind – als Schauplätze für in situ zu untersuchende Praktiken, die Aufschluss geben für die Frage: Wer wird hier wie adressiert? Und wer dreht sich wie um? (Rose/Ricken 2018) – soziale Interaktionen spannend, aber auch Situationen als raumzeitliche Konstellationen für die Herstellung von Übergängen. Es sind historische Dokumente genauso interessant wie aktuelle Selbstdarstellungen von Organisationen, Verordnungen, Gesetzestexte. Es sind für die Hervorbringung von Übergängen soziale Beziehungen genauso interessant wie Zeitlichkeiten und Materialitäten.

Weil davon auszugehen ist, dass Forschungsprojekte – zumal in der Form von Promotionen – nie die ganze Palette der von ihrem Thema her angezeigten Zugänge auch empirisch umsetzen können, ist hier Forschungspragmatik gefragt. So ist es im Sinne einer Selbst-Vergewisserung über die Partialität des jeweiligen Forschungszugriffs

⁸ Dies verweist auf ein praxeologisches Verständnis von Organisationen, zum Beispiel bei Weick (1995) oder Schatzki (2006).

wichtig zu reflektieren, welcher Ausschnitt dieses intersektionalen Zusammenspiels unterschiedlich aggregierter Formen von *doing transitions* genauer betrachtet wird. Dabei können die Relationen, in denen dieser jeweilige Ausschnitt steht, durchaus reflektiert werden, auch wenn sie nicht alle selbst empirisch untersucht werden können.

3. Methodologische Herausforderungen und methodische Konsequenzen: Praxeologisieren – Situieren – Relationieren

Mit diesem Blick auf machtvolle Praktiken der Herstellung von Übergängen im Lebenslauf ist eine zentrale Denkbewegung verbunden, der ein grundlegender methodologischer Status zugeschrieben werden kann: Entsubstanzialisierung. Mit ihr werden „Gegenstände“ nicht als schlicht gegeben angenommen, sondern die Prozesse ihrer Hervorbringung und die Frage nach dem Wie dieser Hervorbringung in den Fokus gerückt.

Mit dieser Wendung bekommen Forschungsfragen eine konstitutionstheoretische Bedeutung. Es lässt sich beleuchten, wie durch den forschersichen Zugriff der Gegenstand überhaupt zum Gegenstand wird. So ist für die Übergangsforschung ganz generell danach zu fragen, was Übergänge erst zu Übergängen „macht“ oder, mit Foucault, wie etwas zum Ereignis wird (vgl. Foucault 2007/1982). Der Verweis auf den Nexus von Wissen und Macht hilft, die Ebene, auf der wir uns dabei befinden, genauer zu markieren: Es geht – noch einmal mit Foucault – um den Schritt vom Interesse an der Akzeptiertheit (hier: eines Übergangs) hin zum Interesse an der Akzeptabilität – zu den Modi, in denen etwas akzeptabel und im strengen sozialen Sinne überhaupt hervorgebracht wird.⁹

Dies hat auch Konsequenzen für den Umgang mit konkreten Forschungsmethoden. Dabei geht es nicht darum, einen Kanon „zulässiger“ Methoden zu erstellen, sondern einen bestimmten, im Folgenden präziser zu beschreibenden Umgang mit existierenden Methoden vorzuschlagen¹⁰: Praxeologisieren, Situieren und Relationieren. Sie werden als auf einander bezogene Umgangsweisen mit dem Repertoire qualitativer Methoden gefasst und betreffen vom ersten Identifizieren eines Forschungs-„Gegenstandes“ über die fortlaufende Gegenstandserzeugung durch die jeweilige Methode bis hin zur Formulierung von Forschungsergebnissen den gesamten Forschungsprozess. Als Formen des methodologischen Umgangs mit Methoden sind sie durchaus keine Neuerfindung der reflexiven Übergangsforschung, sondern können sich auf wichtige Vorschläge der letzten Jahre beziehen, die im Folgenden kurz genannt werden sollen. Dieser Durchgang bleibt notwendigerweise kursorisch und auszughaft, denn in diesem Feld wird

9 Foucaults Ausführungen in „Was ist Kritik?“ sind hier von großer Präzision: Um zu verstehen, was diese „Ensembles“, die uns so selbstverständlich gelten (und als solche Ensembles können wir auch die Übergänge im Lebenslauf fassen), „akzeptabel gemacht hat, muss man hervortreten lassen, dass das gerade nicht selbstverständlich war, dass es durch kein Apriori vorgeschrieben war, dass es in keiner altherwürdigen Tradition festgeschrieben war. *Die Akzeptabilitätsbedingungen eines Systems herausarbeiten und die Bruchlinien seines Auftauchens verfolgen – das sind die beiden korrelativen Operationen*“ (Foucault 1992/1978: 35, Hervorh. B.S.).

10 Dieser resultiert nicht zuletzt aus der Beobachtung, dass gerade in der Befolgung kanonisierter Methoden immer wieder ein gewisser „entifizierender“ Effekt entsteht, und es mitunter auch qualitativer Forschung schwerfällt, Daten konsequent als Dokumente von (Interaktions-)Prozessen und als in diesen Prozessen hervorgebrachte zu behandeln und nicht etwa „repräsentationslogisch als Dokument für etwas dahinterliegendes anderes“ (Geipel 2019: Abschnitt 39).

überaus produktiv gearbeitet, was die Fruchtbarkeit einer Auseinandersetzung qualitativer Methoden mit den genannten Theorieansätzen dokumentiert.

Praxeologisieren: Hier geht es darum, eingeführte Erhebungs- und Auswertungsverfahren (noch) deutlicher auf Praktiken der Herstellung sozialer Realitäten auszurichten und dabei auch die eigene wissenschaftliche Praxis in diesen Herstellungsvorgang einzubeziehen.

In der Analyse von Interview- und Gruppendiskussionstranskripten etwa heißt Praxeologisieren, das Turn-Taking und die Positionierungen der Interviewten noch stärker als „aufgerufene“, zum Teil auch eingeübte soziale Praktiken zu analysieren, die Normalitäten und Orientierungen nicht nur zum Ausdruck bringen, sondern eben auch im Interviewsetting evozieren. Hierfür bietet sich zum Beispiel die dokumentarische Methode der Interpretation an (Bohnsack 1999; Nohl 2006), die mit ihrer Frage danach, was sich in Äußerungen dokumentiert, sehr dezidiert auf soziale Praktiken verweist. Jene werden nicht nur als Zugang zu individuellen Orientierungsrahmen, sondern eben auch zu gesellschaftlichen Orientierungsschemata und damit zu machtvollen Wissensordnungen, die auch im Interview selbst wirksam sind, genutzt. Karen Geipel zeigte am Beispiel der Gruppendiskussion (Geipel 2019), wie in Kombination mit einer poststrukturalistischen Perspektive die Praktiken des Hervorbringens von Wirklichkeiten noch deutlicher hervortreten:

das Sprechen in Gruppendiskussionen [ist] selbst als konstituierend zu verstehen, d.h. als diskursive, performative Praxis, die Bedeutungen im Vollzug produziert, strukturiert und transformiert. Mit dem besonderen Fokus auf Subjektivierung ist das Sprechen mithin als eine Praxis zu begreifen, die zeitgleich Bedeutungen des Subjektseins hervorbringt und durch die sich Prozesse der Subjektivierung in Relation zum Anderen vollziehen (Geipel 2019: Abschnitt 39).

Ähnlich dezidiert und machtheoretisch fundiert beleuchtete der Vorschlag einer dokumentarischen Subjektivierungsanalyse (Amling/Geimer 2017) die performative Dimension von Interviews oder stellte Kerstin Jergus Überlegungen zu einer „praxeologischen Interviewforschung diskursiver Artikulationen“ (Jergus 2014: 57) an, mit denen es ihr um die grundsätzliche Relationalität von Artikulationen in Interviews ging. Bettina Kleiner (2015), die sich in ihrer Arbeit auf episodische Interviews stützte, betonte mithilfe einer subjektivierungstheoretischen Perspektive die Prozesshaftigkeit dieses methodischen Zugriffs.

Auch der Vorschlag der Adressierungsanalyse von Nadine Rose und Norbert Ricken (Rose/Ricken 2018) kann als Variante des Praxeologisierens gelesen werden: Narrationen verlieren ihren herausgehobenen Status, stattdessen richtet sich die Aufmerksamkeit auf Formen der Adressierung und Re-Adressierung. Somit geraten machtvolle Anrufungen in den Blick wie auch die Arten und Weisen, in denen sich die Adressierten umwenden. Rose und Ricken interessieren sich dabei genau für die Verschiebungen, die oben machtheoretisch mit Judith Butler erläutert wurden – die kleineren oder größeren Abweichungen von der Iteration, die mit individuellen Bildungsprozessen genauso verbunden sein können wie mit größerformatigen Prozessen gesellschaftlicher Transformation.

In ethnographischen Zugängen wurde dieser Vorschlag durch Kerstin Jergus und Christiane Thompson in ihrem Projekt *Autorisierungen des pädagogischen Selbst* aufgegriffen, das Fortbildungen im Kontext der Frühpädagogik untersuchte. Auch hier ließen sich deutlich Adressierungen frühpädagogischer Fachkräfte, ihr Hineingerufen-Werden in einen machtvollen Bildungsdiskurs aufzeigen, aber auch Veränderbares, das in und trotz dieser Referenz auf den hegemonialen Bildungsdiskurs in der Frühpädagogik entsteht (Jergus/Thompson 2017). Mit ähnlicher Stoßrichtung ging es Marion Ott, Antje Langer und Kerstin Rabenstein (2012) um eine diskursanalytische Ethnografie, mit der sie unterschiedliche Felder untersuchen. So konnte etwa Marion Ott anhand dieses Zugangs sehr überzeugend das Zusammenspiel von machtvollen Adressierungen und Sanktionierungen in Aktivierungspraktiken im Kontext der Arbeitsmarktpolitik aufzeigen (Ott 2015), Antje Langer das Herstellen von Körperlichkeiten in pädagogischen Kontexten (Langer 2008), Kerstin Rabenstein die Praktiken eines immer auch differenzenerzeugenden Geschehens im Unterricht (Rabenstein et al. 2020). Es geht dabei durchgängig um eine „Praxeografie“ (Schmidt 2012), die die performative Dimension sozialer Praktiken insbesondere im Hinblick auf ihre Temporalität, ihre Körperlichkeit und ihre Materialität erschließen kann.

Auch in der Diskursforschung erweist sich Praxeologisieren als wirksame Form, um der Essentialisierung sozialer Phänomene – in diesem Fall: der Hypostasierung von Diskursen – entgegenzuwirken. So wendet sich etwa Daniel Wrana (2014) dezidiert dagegen, Diskurse „aufzusuchen“ und implizit zu hypostasieren, er fragt vielmehr, wie diese überhaupt empirisch zu untersuchen sind. Mit seinem Vorschlag zur Untersuchung diskursiver Praktiken legt er eine Praxeologisierung der Diskursanalyse vor, die für eine reflexive Übergangsforschung überaus hilfreich erscheint. Im Anschluss an Foucaults Archäologie des Wissens geht es Wrana um ein Untersuchen der jeweils für den Gegenstand relevanten diskursiven Praktiken – Äußerungsakte in Interviews, in publizierten Texten, Programmatiken, rechtlichen Bestimmungen, institutionellen Regulierungen oder unterschiedlichsten sozialen Situationen. Gerade deren Wechselspiel, welches feldspezifisch sehr unterschiedlich aussehen kann, ist hier interessant. Insofern eignet sich dieser Zugang auch für die Untersuchung des relationalen Hervorbringens von Übergängen.

Situieren: Diese vor allem auf die grundlagentheoretischen Überlegungen von Donna Haraway (1988) zurückgehende Wendung zeigt an: Die Herstellung und Gestaltung von Übergängen sind, wie jedes andere soziale Phänomen, nicht losgelöst von geschichtlichen, gesellschaftlichen, institutionellen, diskursiven räumlich-materialen, sozial-situativen Kontexten zu betrachten. Dabei sind vorgängige Prozesse und bereits existierende Konstellationen (machtvolle Diskurse, Institutionen, das Sich-Einordnen in bestimmte Sprecher*innengemeinschaften etc.) nicht zu vernachlässigen. Das Doing muss sich vielmehr immer zu bereits Getanem und von Anderen Entschiedenem verhalten, etwa zu institutionell geronnenen Praktiken oder zu einem bestimmten zeitgeschichtlichen Kontext oder einer bestimmten Forschungs- und Thematisierungstradition. Die Subjektformen „existieren nicht in einem luftleeren, machtfreien Raum, sondern im Schnittfeld von sozialen Feldern, Subjektkulturen und Subjektordnungen“ (Alkemeyer et al. 2013: 19).

Wichtig sind also methodische Zugänge, die es erlauben, den Gegenstand jeweils in seiner Situiertheit zu untersuchen. Als Einstieg in solche Untersuchungen bieten sich

die Vorschläge der Situationsanalyse an, und hier insbesondere die mit ihr verbundenen Mapping-Methoden (Offenberger 2019; 2020 im Anschluss an Clarke et al. 2018).

Die methodologische Relevanz einer stärker genealogischen Vorgehensweise hat Hilmar Schäfer herausgearbeitet:

Ihren befremdenden Effekt erreicht sie [die Genealogie, B.S.], indem sie die Nicht-Identität des scheinbar Identischen und die Regelmäßigkeit vermeintlich disparater Phänomene aufweist, indem sie neue Verbindungen herstellt und bisher nicht beachtete Relationen nachzeichnet (Schäfer 2019: 178).

Für viele Thematiken der Übergangsforschung stellt der internationale Vergleich eine wichtige Form der Situierung dar (Walther, 2020). Er hilft nicht nur bei der Distanznahme zu vermeintlichen „Normalitäten“ – etwa von Bildungs- und Erwerbsverläufen –, sondern macht auch deutlich – und dies ist für eine Erforschung von Übergängen zentral –, wie soziale Phänomene mit den jeweiligen Diskursen, Politiken, institutionellen Regulierungen hervorgebracht werden und miteinander verwoben sind. Subjektivierungsformen werden mit einer solchen Vergleichsperspektive gleichermaßen entindividualisiert, wie sie in ihrer spezifischen Formatierung – etwa durch wohlfahrts- und lebenslaufpolitische Kontexte – und damit in ihrer Situiertheit (Politiken im globalen, internationalen wie nationalen Maßstab) erkennbar werden.

Neben den oben bereits genannten Zugängen, in denen machtvoll gesellschaftliche Diskurse dezidiert Berücksichtigung finden, sind im Kontext der Biographicanalyse in den letzten Jahren wichtige Vorschläge gemacht worden, biographische Rekonstruktionen mit subjektivierungstheoretischen Überlegungen zu verknüpfen. So konnte etwa Christine Thon (2016) das biographische Interview noch dezidiert situieren – und dabei dem Vorwurf begegnen, die Biographieforschung führe durch die Hintertür das starke Subjekt wieder ein¹¹.

Methodische Vorschläge, wie auch die Kontexte der eigenen Wissensproduktion systematisch bedacht werden können, genauer: die Situierungen von Wissen in den Blick genommen werden kann, gibt es überall dort, wo auf die eigene Positionalität reflektiert wird – prominent in den Postcolonial Studies, der kritischen Weißseins-Forschung, aber auch im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs *Doing Transitions*, in dem in verschiedenen Projekten die (zeitgeschichtliche, politische, soziale) Situiertheit der Forschungspraxis selbst in den Blick genommen wird. Mit Donna Haraway (1988) gibt es jenseits dieser Situiertheit gar kein Erkennen – jedoch heißt dies, sich das Spezifische der Gegenstandserzeugung durch den jeweils gewählten methodischen Zugriff vor Augen zu führen (vgl. Flugel et al. 2021).

Relationieren¹²: Die genannten Strategien und Vorschläge, Forschung zu praxeologisieren und zu situieren, sind dazu angetan, diese als in mehrfacher Hinsicht relationales Unterfangen deutlich zu machen: Zum einen haben wir es bei Übergängen nie mit Einzelphänomenen zu tun – dem „methodologischen Individualismus“ ist mit einem grundsätzlich relationalen und prozessualen Blick auf relationale Eingebundenheiten

11 Ein Vorwurf, der sich im Übrigen bei genauer Lektüre einschlägiger Texte, etwa von Bettina Dausien (2000), als haltlos erweist.

12 Vgl. hierzu die Überlegungen Rainer Diaz-Bone (2017) zu einer „relationalen Methodologie“.

zu begegnen. Diese Eingebundenheiten sind ihrerseits nicht „unschuldig“ – sie verdanken sich, wie bereits erläutert, immer auch machtvollen Setzungen, Differenz erzeugungen, Sanktionierungen bzw. Normativitäten und sind ihrerseits folgenreich. Zum anderen ist auch die eigene forschende Praxis in dieses relationale Geschehen mit einbezogen.

Wiederum sind die Mapping-Vorschläge der Situationsanalyse – insbesondere in der Form der „relational maps“ (Offenberger 2020) – geradezu prädestiniert dafür, Relationen zwischen Phänomenen aufzuzeigen um diese nicht isoliert, sondern in ihrer Eingebundenheit in (machtvollen) Konstellationen zu untersuchen. Schon im Kodierparadigma der Grounded Theory ist dieser relationale Grundgedanke enthalten.

Um deutlich zu machen, wie sehr die Praktiken des Forschens selbst den „Gegenstand“ (in unterschiedlicher Weise) hervorbringen, können überall da, wo es die Ressourcen erlauben, Mixed-Methods-Designs einen wichtigen Zugang bieten (Schmidt-Hertha 2020; Flugel et al. 2021).¹³ So geht etwa Anna Wanka (2020) im Sinne eines reflexiv-dialektischen Verständnisses von Mixed Methods davon aus, dass unterschiedliche Erhebungsmethoden unterschiedliche Daten hervorbringen und damit auch unterschiedliche Ergebnisse. Diesen Gedanken nutzt sie für eine Kritik an der Idee, dass kombinierte Erhebungsmethoden einander validieren oder komplementieren könnten – stattdessen erlauben sie, gerade wenn sie einander widersprechen, die Gegenstandskonstitution transparent zu machen und kritisch zu beleuchten (Wanka 2020).

Die Relationierung von Forschungsgegenständen und Befunden ist besonders wichtig im Hinblick auf die oben formulierte Kritik an binären Differenzsetzungen: Differenzkategorien (*gender*, *race*, *class* und andere mehr) generieren eine starke Tendenz zur (binären) Reifizierung. Demgegenüber ist das Durchkreuzen solcher Binarisierungen und Oppositionen ein Modus, mit dem deutlich gemacht werden kann, wie sehr sich eben auch Übergangsphänomene Unterscheidungen verdanken und auch insofern als relationale Phänomene zu begreifen sind: Wie werden Unterscheidungen vorgenommen, um Übergänge zu identifizieren? Welche Differenzsetzungen gehen mit Übergängen einher? Und wo werden sie eingeführt auf eine binäre Logik?

Dies wird vor allem dann wichtig, wenn Auswertungsmethoden auf Typenbildung zielen – ein Moment im Forschungsprozess, an dem die Gefahr groß ist, dass die Analyse von Einzelfällen repräsentational wird. Zentral ist hier ein methodologisches Gegensteuern: eine (selbst-)kritische Perspektive auf die Art und Weise des Typologisierens, um der Versuchung zu widerstehen, allzu schnell Ordnung in komplexe Befunde bringen zu wollen. Das heißt nicht, auf Typenbildung generell zu verzichten, sondern sensibel zu bleiben für subsumtive Logiken, die allzu schnell zu „common sense“-Typologien führen (Bohnsack 2010). Statt aus Fällen „Repräsentant*innen“ zu machen, geht es darum, innerhalb dieser Fälle und über verschiedene Fälle hinweg Praktiken zu typologisieren. Diese Praktiken werden anhand einer praxeologischen Typenbildung in konstant vergleichender Perspektive herausgearbeitet. Arnd Michael Nohls Vorschlag einer relationalen Typenbildung verdankt sich der Einsicht in die intersektionalen Verflechtungen, die es verbietet, diese praxeologische Typenbildung am Ende doch wieder auf die bekannten sozialen Strukturkategorien zurückzuführen (Nohl 2013).

¹³ In ethnografischen Ansätzen sind diese häufig ohnehin schon „Programm“ (vgl. Ott 2015).

Zusammengefasst: Mit den Strategien des Praxeologisierens, Situierens und Relationierens kann systematisch versucht werden, einem zur Substanzialisierung neigenden Denken und Schreiben (nicht nur) in der Übergangsforschung gegenzusteuern. Übergänge im Lebenslauf können so – als systematisch offene Prozesse – in ihrer Kontingenz beforcht und auf Unterbrechungen, Verschiebungen und neue Bedeutungsgebungen hin befragt werden. Damit hält sich diese Perspektive systematisch offen für Transformativität, gerade weil sie die Beteiligung aller Akteur*innen – einschließlich der Forschenden und ihrer Positionalität – in den Blick nimmt.

4. Fazit: produktive Irritationen – eine theoretische Empirie reflexiver Übergangsforschung

Für alle drei der Hand in Hand gehenden Strategien – Praxeologisieren, Situierten und Relationieren – ist die Beobachtung von Stefan Hirschauer relevant, nach der genau genommen jedes Feld jeweils einen Methodenzwang erzeugt – und eine Variation des jeweils kanonisierten Verfahrens erforderlich macht (Hirschauer 2008: 184). Auch Strübing et al. (2018) votieren in ihrer erneuten Beschäftigung mit Gütekriterien für die qualitative Forschung für eine Beweglichkeit bzw. dafür, methodische Zugänge immer wieder passend zu machen:

Anstelle der korrekten „Anwendung“ einer methodologisch [Hervorh. im Original] legitimierten Methode steht die Anforderung flexibler Adaptation von Tools an soziologisch verstandene Gegenstände. Diese Flexibilität verlangt die Zulassung heterogener, auch nicht-eingeplanter Datentypen, Geschicklichkeit in der Datenkombinatorik, sowie Findigkeit und theoretische Beweglichkeit in der Datenanalyse – ein Vorgehen, das insgesamt kreativer und experimenteller sein muss, als es Untersuchungspläne zulassen. [...]. Im Selbstverständnis der qualitativen Forschung folgt die Adjustierung aus der Reflexivität der Forschung: Die phänomenologische Nachgiebigkeit und die Bereitschaft zur beständigen rekursiven Selbstkorrektur ist [sic!] erforderlich, weil theoretische Optik und methodisches Instrumentarium den Gegenstand beständig mitkonstituieren und ihm ihre Eigenschaften und Grenzen aufzwingen (Strübing et al. 2018: 86 f.).

Dieses Nachjustieren und Passend-Machen von Methoden wird damit zu einem elementaren Bestandteil des Forschungsprozesses. Dabei ist es weniger die Frage, welche Methoden besser oder schlechter geeignet sind als andere – es ist vielmehr eine Frage ihres praxeologischen und auch selbstreflexiven Gebrauchs, wobei entscheidend ist, ob sie sich in diese Richtung beweglich zeigen (zum Beispiel welche Form der Typisierung sie vorsehen bzw. inwieweit sich diese Typisierungsform praxistheoretisch modifizieren lässt). Und nochmal: Es geht hier nicht darum, durch die Hintertür doch wieder bestimmte Methoden in die eine oder andere Richtung zu sanktionieren oder sogar bestimmte *practice theory methodologies* auszurufen – denn diese gibt es als solche nicht (Shove 2017).

Vielmehr – und das wollte der Beitrag zeigen – ist es mithilfe der vorgeschlagenen methodologischen Strategien möglich, zu einer machtheoretischen Durchdringung der

Gegenstände reflexiver Übergangsforschung zu gelangen¹⁴: Wenn das, was überhaupt durch die Forschungspraxis einer reflexiven Übergangsforschung erschlossen werden kann, abhängig ist von den Theorietraditionen, in denen diese forschersche Aktivität stattfindet, dann sind diese ihre (macht-)theoretischen Perspektivierungen zentraler Bestandteil der Gegenstandskonstitution. Gleichzeitig haben sie methodologische Konsequenzen, die mit den drei Strategien Praxeologisieren, Situieren und Relationieren benannt wurden – Konsequenzen, welche ihrerseits den Gegenstand auf eine bestimmte Art und Weise hervorbringen.

Eine solche empirische Erforschung hat im besten Fall wiederum Irritationspotential für die jeweiligen grundlagentheoretischen Prämissen – und hilft, diese zu erweitern. Gesa Lindemann macht diesbezüglich den Vorschlag, „die Organisation des Empiriebezugs anhand der Differenz Verifikation/Falsifikation [...] durch die Orientierung an der Differenz Präzision/Irritation“ zu ersetzen (Lindemann 2008: 114):

Eine Irritation kann zum Motiv werden, das Sehinstrument zu verändern, d.h. die Theoriekonstruktion zu modifizieren. Damit muss man herumprobieren, bis es gelingt, die Irritation zu beseitigen und das Phänomen bis auf weiteres wieder präzise zu erfassen (ebd.: 114).

Mit einem solchen Vorschlag kommen Theorie und Empirie in ein produktives Verweisungsverhältnis (vgl. Schäfer/Thompson 2014). Es handelt sich also um ein bewusstes wechselseitiges Queeren von grundlagentheoretischen und gegenstandstheoretischen empiriebezogenen Perspektiven. Methodologie und (macht-)theoretische Positionierung greifen hierbei ineinander: Das Relationieren des „Gegenstands“ „Übergänge“ erlaubt machttheoretische Irritationen, und umgekehrt kann ein relationales Verständnis von Macht immer wieder die Herstellungsbedingungen des „Gegenstands“ genauer ausleuchten und zur Irritation bestehender Forschungsstände führen – einschließlich ihrer „Sehinstrumente“. Mit diesem Wechselbezug ließe sich eine theoretische Empirie reflexiver Übergangsforschung umreißen.

LITERATUR

- Alkemeyer, Thomas, Gunilla Budde und Dagmar Freist (2013): Selbst-Bildungen: Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Praktiken der Subjektivierung, Bd. 1, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419922.fm>
- Alkemeyer, Thomas, Volker Schürmann und Jörg Volbers (Hg.) (2015): Praxis denken: Konzepte und Kritik, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9>
- Amling, Steffen und Alexander Geimer (2016): Techniken des Selbst in der Politik – Ansatzpunkte einer dokumentarischen Subjektivierungsanalyse, in: FQS, Forum Qualitative Sozialforschung, 17, Heft 3, Art. 18. Online: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1603181>.
- Amling, Steffen und Alexander Geimer (2018): Subjektivierungsforschung als rekonstruktive Sozialforschung vor dem Hintergrund der Governmentality und Cultural Studies, in: Alexander Geimer, Steffen Amling und Saša Bosančić (Hg.): Subjekt und Subjektivierung, Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse, Konferenzschrift, 2018 Hamburg, Wiesbaden, 19-42. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22313-7_2

¹⁴ Zum Gütekriterium der theoretischen Durchdringung siehe Strübing et al. 2018: 90 f.

- Andresen, Sabine, Petra Bauer, Barbara Stauber und Andreas Walther (Hg.) (2022): *Doing Transitions – die Hervorbringung von Übergängen im Lebenslauf*, Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 68.
- Bohnsack, Ralf (1999³): *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Wiesbaden.
- Bohnsack, Ralf (2010): *Die Mehrdimensionalität der Typenbildung und ihre Aspekthaftigkeit*, in: Jutta Ecarius und Burkhard Schäffer (Hg.): *Typenbildung und Theoriegenerierung, Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung*, Opladen, 47-72.
- Butler, Judith (2001a): *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung*, Edition Suhrkamp, Neue Folge, Bd. 744, Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2001b): *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*, Übersetzt von Jürgen Brenner. Online: <https://transversal.at/transversal/0806/butler/de> (27.4.2023).
- Clarke, Adele E., Carrie Friese und Rachel S. Washburn (2018²): *Situational analysis: Grounded theory after the interpretive turn*, London.
- Combahee River Collective (1977): *The Statement*. Online: <https://combaheerivercollective.weebly.com/the-combahee-river-collective-statement.html> (27.4.2023).
- Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine*, The University of Chicago Legal Forum, Heft 1, Artikel 8, 139-167. Online als PDF: <https://chicagounbound.uchicago.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1052&context=uclf>.
- Dausien, Bettina (2018): *Biographie und Sozialisation*, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuidor (Hg.): *Handbuch Biographieforschung*, Wiesbaden, 197-207. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_17
- Dausien, Bettina (2000): „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung, in: Doris Lemmermöhle, Dietlind Fischer, Dorle Klika und Anne Schlüter (Hg.): *Lesarten des Geschlechts: zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*, Konferenzschrift, 1999 Berlin, Opladen, 96-155. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-35002>.
- Davis, Kathy (2008): *Intersectionality as buzzword: A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful*, in: *Feminist Theory*, 9, Heft 1, 67-85. <https://doi.org/10.1177/1464700108086364>
- Diaz-Bone, Rainer (2017): *Relationale Soziologie: Theoretische und methodologische Positionierungen zwischen Strukturalismus und Pragmatismus*, Berlin Journal für Soziologie, 27, Heft 3-4, 377-403. <https://doi.org/10.1007/s11609-018-0351-0>
- Elias, Norbert (1970): *Was ist Soziologie?*, Gesammelte Schriften Bd. 5: Grundfragen der Soziologie, Frankfurt am Main. <https://doi.org/10.1515/9783111629902-001>
- Fegter, Susann, Fabian Kessel, Antje Langer, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (2015): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung: Theorie, Methodologien, Gegenstandskonstruktionen*, in: Susann Fegter, Fabian Kessel, Antje Langer, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (Hg.): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung, Interdisziplinäre Diskursforschung*, Wiesbaden, 9-55. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18738-9_1
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 312, Frankfurt am Main.

- Flugel, Kristin, Elias Schmid, Nicole Vetter, und Anna Wanka (2021): Mehr als soziale Herkunft, Geschlecht und Alter?, Methodisch-methodologische Überlegungen zur Reifikation in der qualitativen sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis, in: Sabine Gabriel, Katrin Kotzyba, Patrick Leinhos, Dominique Matthes, Carina Meyer und Matthias Völcker (Hg.): Soziale Differenz und Reifizierung, Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 85, Wiesbaden, 303-321. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31066-0_12
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge, Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Übersetzt von Ulrich Köppen, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 96, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Übersetzt von Ulrich Köppen, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 356, Frankfurt am Main. Foucault, Michel (2007/1982): Subjekt und Macht, in: Michel Foucault, Daniel Defert und François Ewald (Hg.): Ästhetik der Existenz – Schriften zur Lebenskunst, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1814, Frankfurt am Main, 81-104.
- Foucault, Michel (1992/1978): Was ist Kritik?, Übersetzt von Walter Seitter, Merve, Bd. 167, Berlin.
- Freutel-Funke, Tabea (2023): Zeit für den Alleingang, unveröffentlichte Dissertationsschrift Universität Tübingen.
- Geipel, Karen (2019): Diskurs- und Subjektivierungstheorie meets Gruppendiskussionen: Methodologische Überlegungen zu einer neuen Verbindung, in: FQS, Forum Qualitative Sozialforschung, 20, Heft 2, Art. 20. <https://doi.org/10.17169/fqs-20.2.3195>
- Gildemeister, Regine (2010³): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung, in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Geschlecht & Gesellschaft, Bd. 35, Wiesbaden, 137-145. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_17
- Haraway, Donna (1988): Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of the partial perspective, in: Feminist Studies, 14, Heft 3, 575-600. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Hark, Sabine und Paula-Irene Villa (2017): Unterscheiden und Herrschen: Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart, X-Texte zu Kultur und Gesellschaft, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839436530>
- Helsper, Werner, Merle Hummrich und Rolf-Torsten Kramer (2010³): Qualitative Mehrebenenanalyse, in: Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, München, 119-135.
- Hirschauer, Stefan (2008): Die Empiriegeladenheit von Theorie und der Erfindungsreichtum der Praxis, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie, Zur Relevanz qualitativer Forschung, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1881, Frankfurt am Main, 165-187.
- Hirschauer, Stefan (2020): Undoing differences revisited: Unterscheidungsnegation und Indifferenz in der Humandifferenzierung, in: Zeitschrift für Soziologie, 49, Heft 5-6, 318-334. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2020-0027>
- Höppner, Grit und Anna Wanka (2021): Un/doing age: Multiperspektivität als Potential einer intersektionalen Betrachtung von Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen, in: Zeitschrift für Soziologie, 50, Heft 1, 42-57. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2021-0005>
- Jergus, Kerstin (2014): Die Analyse diskursiver Artikulationen, Perspektiven einer poststrukturalistischen (Interview-)Forschung, in: Christiane Thompson, Kerstin Jergus und Georg Breidenstein (Hg.): Interferenzen, Perspektiven kulturwissenschaftlicher Bildungsforschung, Weilerwist, 51-70.
- Jergus, Kerstin und Christiane Thompson (Hg.) (2017): Autorisierungen des pädagogischen Selbst, Studien zu Adressierungen der Bildungs-kindheit, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13811-0>

- Kalthoff, Herbert (2008): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie, Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1881, Frankfurt am Main, 8-32.
- Kerner, Ina (2017): Dimensionen der Intersektionalität: Kritisch-realistische und poststrukturalistische Perspektiven, in: Urs Lindner und Dimitri Mader (Hg.): *Critical Realism meets kritische Sozialtheorie, Erklärung und Kritik in den Sozialwissenschaften*, Bielefeld, 293-314. <https://doi.org/10.1515/9783839427255-011>
- Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität, Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher, Studien zu Differenz, Bildung und Kultur, Bd. 1, Opladen. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf03fx>
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 1, 1-29.
- Langer, Antje (2008): Disziplinieren und entspannen, Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie, Zugleich Dissertation, Universität Frankfurt am Main 2007, Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839409329>
- Langer, Antje, Susann Fegter, Fabian Kessl, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (Hg.) (2015): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung: Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen, Interdisziplinäre Diskursforschung*, Wiesbaden.
- Lindemann, Gesa (2008): Theoriekonstruktion und empirische Forschung, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie, Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1881, Frankfurt am Main, 107-128.
- Mannheim, Karl (1964): *Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk*, Eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, Neuwied, Berlin.
- Mbembe, Achille (2002): The Power of the Archive and its Limits, in: Carolyn Hamilton, Verne Harris, Jane Taylor, Michele Pickover, Graeme Reid und Razia Saleh (Hg.): *Refiguring the archive*, Dordrecht, Boston, London, 19-26. Online als PDF: https://sites.duke.edu/vms565s_01_f2014/files/2014/08/mbembe2002.pdf.
- Mecheril, Paul (2007): Diversity, Die Macht des Einbezugs. Online: <https://heimatkunde.boell.de/de/2007/01/18/diversity-die-macht-des-einbezugs> (27.4.2023).
- Nohl, Arnd-Michael (2006): Interview und Dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis, *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 16, Wiesbaden.
- Nohl, Arnd-Michael (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich, *Neue Wege der dokumentarischen Methode, Lehrbuch Qualitative Sozialforschung*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01292-2>
- Offenberger, Ursula (2019): Anselm Strauss, Adele Clarke und die feministische Gretchenfrage: Zum Verhältnis von Grounded-Theory-Methodologie und Situationsanalyse, in: *FQS, Forum Qualitative Sozialforschung*, 20, Heft 2, Art. 6. <https://doi.org/10.17169/fqs-20.2.2997>
- Offenberger, Ursula (2020): Grounded Theory und Situationsanalyse: Die zweite Generation, in: *QUASUS, Qualitatives Methodenportal zur Qualitativen Sozial-, Unterrichts- und Schulforschung*. Online: <https://quasus.ph-freiburg.de/grounded-theory-und-situationsanalyse-die-zweite-generation/> (27.4.2023).
- Ott, Marion (2015): Praktiken der Aktivierung als komplexes Phänomen untersuchen: Zur Arbeit an einer machtanalytischen Ethnographie, in: Susann Fegter, Fabian Kessl, Antje Langer, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (Hg.): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung*, Wiesbaden, 231-248. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18738-9_12

- Ott, Marion, Antje Langer und Kerstin Rabenstein (2012): Integrative Forschungsstrategien – Ethnographie und Diskursanalyse verbinden, in: Barbara Friebertshäuser, Helga Kelle, Heike Boller, Sabine Bollig, Christina Huf, Antje Langer, Marion Ott und Sophia Richter (Hg.): *Feld und Theorie: Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie*, Opladen, 169-184. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0gp7.13>
- Pohling, Andrea (2021): Artikulationen Sexueller Gewalt, Biographien, Diskurse und der Übergang zum Sprechen, Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-33357-7>
- Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr (2014): *Qualitative Sozialforschung*, Ein Arbeitsbuch, München. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Rabenstein, Kerstin, Marian Laubner und Mark Schäffer (2020): Diskursive Praktiken des Differenzierens und Normalisierens, Eine Heuristik für eine diskursanalytische Ethnographie, in: Halyna Leontiy und Miklas Schulz (Hg.): *Ethnographie und Diversität, Wissensproduktion an den Grenzen und die Grenzen der Wissensproduktion, Erlebniswelten*, Wiesbaden, 187-208. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21982-6_8
- Ricken, Norbert, Rita Casale und Christiane Thompson (2019): Subjektivierung, Erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven, Schriftenreihe der DGfE-Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie, Weinheim, Basel.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering: Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen, Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839434581>
- Rieger-Ladich, Markus (2017): Ordnungen stiften, Differenzen markieren: Machttheoretische Überlegungen zur Rede von Heterogenität, in: Thorsten Bohl, Jürgen Budde und Markus Rieger-Ladich (Hg.): *Umgang mit Heterogenität in Schule und Unterricht: grundlagentheoretische Beiträge, empirische Befunde und didaktische Reflexionen*, UTB, Bd. 4755, Bad Heilbrunn, 27-42.
- Rieger-Ladich, Markus (2020a): Subjektivierungspraktiken analysieren und Übergänge erforschen: Grundlagentheoretische Überlegungen, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung, Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 207-230. <https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.13>
- Rieger-Ladich, Markus, Rita Casale und Christiane Thompson (2020): Un-/Zugehörigkeit: Bildungsphilosophische Reflexionen und machttheoretische Studien, Schriftenreihe der DGfE-Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie, Weinheim.
- Rose, Nadine und Norbert Ricken (2018): Interaktionsanalyse als Adressierungsanalyse – eine Perspektive der Subjektivationsforschung, in: Martin Heinrich und Andreas Wernet (Hg.): *Rekonstruktive Bildungsforschung, Zugänge und Methoden, Rekonstruktive Bildungsforschung*, Bd. 13, Wiesbaden, 159-175. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18007-2_11
- Schäfer, Alfred und Christiane Thompson (Hg.) (2014): *Arbeit am Begriff der Empirie*, Wittenberger Gespräche II, Halle-Wittenberg.
- Schäfer, Hilmar (2013): *Die Instabilität der Praxis: Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*, Zugleich überarbeitete Dissertation, Frankfurt an der Oder 2012, Weilerswist.
- Schäfer, Hilmar (2019): Kritik als Praxis der Distanzierung: Zum sozialwissenschaftlichen Analysepotenzial von Michel Foucaults Spätwerk, in: Antje Langer, Martin Nonhoff und Martin Reisigl (Hg.): *Diskursanalyse und Kritik, Interdisziplinäre Diskursforschung*, Wiesbaden, 169-191. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02180-1_8
- Schatzki, Theodore R. (2006): On Organizations as they happen, in: *Organization Studies*, 27, Heft 12, 1863-1873. <https://doi.org/10.1177/0170840606071942>
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken – Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 2030, Frankfurt am Main.

- Schmidt-Hertha, Bernhard (2020): Mixed-Methods in der Übergangsforschung, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung, Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 165-181.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.11>
- Shove, Elizabeth (2017): Practice theory methodologies do not exist. Online: <https://practicetheorymethodologies.wordpress.com/2017/02/15/elizabeth-shove-practice-theory-methodologies-do-not-exist/#more-668> (28.4.2023).
- Spies, Tina (2017): Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs: Methodologische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency im Anschluss an Stuart Hall, in: Tina Spies und Elisabeth Tuidt (Hg.): *Biographie und Diskurs, Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen, Theorie und Praxis der Diskursforschung*, Wiesbaden, 69-90.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-13756-4_4
- Stauber, Barbara (2020): Doing difference by doing transitions: differenz(ierungs)theoretische Grundüberlegungen für die reflexive Übergangsforschung, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung: Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 231-252.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.14>
- Strübing, Jörg, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung: Ein Diskussionsanstoß, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 47, Heft 2, 83-100. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006>
- Thon, Christine (2016): Biographischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 62, Heft 2, 185-198.
- Walgenbach, Katharina und Lisa Pfahl (2017): Intersektionalität, in: Thorsten Bohl, Jürgen Budde und Markus Rieger-Ladich (Hg.): *Umgang mit Heterogenität in Schule und Unterricht*, UTB, Bd. 4755, Bad Heilbrunn, 141-158.
- Walther, Andreas (2020): Wohlfahrtsstaaten – Regimes der Gestaltung von Übergängen: Rekonstruktion durch internationalen Vergleich am Beispiel von Übergängen in Arbeit, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung, Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 143-164.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.10>
- Wanka, Anna (2020): *Reflexive mixed methods*, Internes discussion paper, Methodenworkshop Anonymous project, 12.-15.5.2020.
- Weick, Karl E. (1995): *Der Prozeß des Organisierens*, Übersetzt von Gerhard Hauck, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1194, Frankfurt am Main.
- West, Candace und Don H. Zimmerman (1987): Doing Gender, in: *Gender und Society*, 1, Heft 2, 125-151. <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- West, Candace und Sarah B. Fenstermaker (1995): Doing Difference, in: *Gender und Society*, 9, Heft 4, 8-37. <https://doi.org/10.1177/089124395009001002>
- Wrana, Daniel (2014): Zum Analysieren als diskursive Praxis, in: Martin Reisigl, Juliette Wedl, Daniel Wrana und Alexander Ziem (Hg.): *Diskursforschung, Ein interdisziplinäres Handbuch*, Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen, Bielefeld, 634-644.
<https://doi.org/10.1515/transcript.9783839427224.634>
- Wrana, Daniel (2012): Diesseits von Diskursen und Praktiken: Methodologische Bemerkungen zu einem Verhältnis, in: Barbara Friebertshäuser, Helga Kelle, Heike Boller, Sabine BOLLIG, Christina Huf, Antje Langer, Marion Ott und Sophia Richter (Hg.): *Feld und Theorie: Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie*, Opladen, 185-200.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0gp7.14>

Zerubavel, Eviatar (2018): Taken for granted, The remarkable power of the unremarkable, Princeton, Oxford. <https://doi.org/10.23943/9781400889464>

Zusammenfassung

Die Frage, was durch eine empirische Forschungspraxis überhaupt erschlossen werden kann, ist abhängig von den jeweiligen theoretischen Perspektiven, in denen diese forschersche Aktivität stattfindet. Der Artikel nimmt nach einer grundlegenden Erinnerung an das Konzept der theoretischen Empirie die Bedeutung poststrukturalistischer machttheoretischer Perspektivierungen für das Feld der Übergangsforschung in den Blick. Genauer: Er fragt danach, inwiefern mit solchen machttheoretischen Positionierungen auch bestimmte methodologische Perspektivierungen verbunden sind. Nach einem Aufschlag, der den Zugang einer reflexiven Übergangsforschung umreißt und deren machttheoretische Prämissen in ihrer Relevanz für deren Forschungsfelder ausweist, werden zentrale methodologische Herausforderungen an empirische Forschung in diesen Feldern formuliert und auf existierende Methodenangebote bezogen. Letztere werden einer dezidiert praxeologischen Lesart unterzogen, die die eigene Forschungspraxis wie auch ihre „Gegenstände“ situiert und relationiert. Damit kann der Tendenz im empirischen Arbeiten, Entitäten zu isolieren, gegengesteuert werden und das existierende Methodenrepertoire bewusst dazu genutzt werden, den Prozesscharakter, die Situietheit und relationale Verwobenheit ihrer „Gegenstände“ deutlich zu machen. Praxeologisieren, situieren und relationieren sind mithin Strategien, denen ein Irritationspotential zugeschrieben werden kann, das in der Forschung generell erwünscht, einer reflexiven Übergangsforschung aber besonders zuträglich ist.